

„Durchgebrannt.“

Schlechte Menschen giebt es schon allzuwenig, und auch solche, die einer armen Wittib den sauer erparten Mammon abzunehmen trachten; aber so einen schlechten Kerl, wie der Saderlump einer ist, den Mutter Pippelzighen kennen gelernt hat — der Himmel bewahre alle Wittiven vor seiner Bekanntschaft! — so einen giebt es auf der ganzen Welt nicht mehr.

Kommt da eines Morgens, Mutter Pippelzighen war gerade in der eifrigsten Arbeit bei ihren Bier- und Schnapsgläsern, ein Mann in ihre Wohnstube und sagt: „Guten Morgen!“

„Schön Dank!“ erwidert Mutter Pippelzighen, wischt ihre Hände an der Küchenschürze trocken und reicht die eine dem Gaste hin. „Seien Sie willkommen!“

„Danke schön!“ sagte der Fremde und aukt Mutter Pippelzighen in das gutmüthig lächelnde, dicke Gesicht. „Kann ich wohl ein bißchen zu essen bekommen, liebe Frau?“

„A, warum denn nicht?“ lacht Mutter Pippelzighen, „wenn Sie nur recht hungrig sind, zu essen haben wir schon. Wollen Sie denn ein bißchen was warmes, oder —“

„Was es ist, liebe Frau! Nur nicht zu wenig, und recht schnell, denn ich bin recht hungrig.“

„Dagegen ist essen gut!“ erwidert Mutter Pippelzighen und rennt nach ihrer Küche.

In wenigen Minuten stand vor dem Gaste ein Frühstück, Brot, Butter, Käse, Schinken, Wurst, an dem zehn hungrige Köpfe sich mit Wohlbehagen befriedigen konnten, und der Fremde hieß wieder darauf ein.

„Wollen Sie denn auch mal dazu trinken?“ fragte Mutter Pippelzighen, zufrieden mit dem Appetit ihres Gastes.

„Das versteht sich“, meinte der Schmunzelnd, „zu solch einem guten Tisch gehört auch ein guter Trunk!“

Das wußte Mutter Pippelzighen längst allein, und deshalb besetzte sie sich, dem Gaste einen vollen Schoppen schäumenden Bieres vorzusetzen.

„Auf Ihr Wohl, liebe Frau, prosit!“ Der Fremde reichte der Mutter Pippelzighen seinen Krug und — weil er so ein manierlicher Mann war, that sie ihm nicht allein Beifall, sondern setzte sich auch zu ihm hin und schaute ihm zu, wie er sich's schmecken ließ. Und schmecken that es dem Fremden, er räumte ganz gewaltig unter den vorangehenden Speisen auf.

Mutter Pippelzighen war eine erfahrene Frau, alles was recht ist. „Wer so gut zu essen versteht, der leidet auch in anderen Dingen höchstens“, dachte sie, und als der Fremde nebenher sagte, ob sie ihm wohl auf einen Hundertmarktschein herausgeben könne, er habe kein kleineres Geld bei sich, da hatte der Fremde Mann nicht nur ihr Wohlwollen, sondern auch ihr Vertrauen erworben.

Ein Wort gab bald das andere. In dem der Fremde wieder weiter aß und trank und Mutter Pippelzighen brav einschenkte, erfuhr sie, daß derselbe einige Meilen entfernt in einem kleinen Ort wohne und dort ein Anwesen besitze, daß er keine Frau schon lange verloren und nun mit seinen erwachsenen Kindern sich auseinandergesetzt habe. Der Sohn übernehme das Besitztum, und er selber gehe ins Amt. Freilich — er sei ja noch eigentlich zu jung dazu; aber die Kinder wollten ja doch auch gern selbstständig wirtschaften und — wieder beirathen — ja — du lieber Himmel!

„Hier schaute der Fremde Mutter Pippelzighen an, daß es dieser ordentlich ein bißchen warm unter dem Mieder wurde — wenn man einmal gut verheiratet war, damp — trägt man Bedenken, ob man es wieder so trifft.“

„Ja, ja!“ Mutter Pippelzighen fuhr mit dem Schürzenzipfel nach den Augen, das weiß ich, mein Seliger hätte auch keine zweite Frau gefunden, die so für ihn gesorgt hätte, als ich es that.“

„Das glaube ich, liebe Frau“, rief der Fremde, indem er auf die Speisereife hinblinzelte, „das glaube ich, Sie verstehen einen Mann zu behandeln, ganz wie meine Selige, mit Ihnen riskirte ich es schon, freilich, aber —“

Der Fremde leerte seinen Krug, während Mutter Pippelzighen begierig auf das „aber“ nach seinen Lippen schaute.

„Aber — Sie werden auch Bedenken tragen, ob Sie es wieder so gut treffen, wie mit Ihrem seligen Manne.“

„Oh —!“ Mutter Pippelzighen griff in ihrer Verlegenheit flint nach dem leeren Biertruge und füllte ihn von neuem. „Oh“, meinte sie dann mit einem lakonischen Lächeln, „mit einem so braven Mann, wie Sie es sind, hat's am Ende keine Gefahr, da — riskirte ich es schon.“

„Wirklich —?“ Der Fremde hielt Mutter Pippelzighen seine Hand hin. „Warum denn nicht?“ lächelte diese, wenn es Ihr Ernst ist.“

„Mein voller Ernst“, beteuerte der Fremde. „Ich ginge am liebsten sofort aufs Standesamt mit Ihnen und bräuhete die Sache in Ordnung. Meine Papiere vom Gericht habe ich bei mir und mein Geld zum größten Theile auch, das andere steht am Hause daheim, das muß mein Sohn verjagen; wenn es aber hier nötig ist, so sollst, dann kann ich es auch kündigen.“

„Beharre, das ist nimmer nötig“, rief Mutter Pippelzighen lebhaft. „Geld ist hier auch, und — das Geschäft geht gut; wenn es also weiter nichts ist, dann —“

„Ich meine — wenn's Ihnen ernst ist, dann —“

„Mein voller Ernst!“

„Dann könnten wir ja — die Sachen — im Standesamt richtig machen.“

„Topp!“ Der Fremde zog Mutter Pippelzighen an seine Brust und küßte sie auf den Mund, und rief diese ihrer Maad zu, in der Gaststube zu bleiben, während sie selbst sich für den Gang nach dem Standesamt ankleiden wollte.

Eine halbe Stunde später marschirten die Beiden Arm in Arm nach dem nächsten Dorfe, also Baron v. Donnerlief des Standesamtes waltete. Die Sonne schien hell und warm auf das Paar hernieder, und der beiden Mutter Pippelzighen wurde es recht schön in ihrem Sonntagstaat. Nebenbei — auf der Liebe Flügel schied man nicht vor Thal und Hügel: Am Arme des so schnell gewonnenen fremden Freiers lag sie wohlbehaltend auf dem Standesamte an.

Der Herr Baron von Donnerlief hielt gerade sein Mittagsstückchen, erfuhr das Paar von dem Diener des anändigen Herrn. Das war fatal, fatal für Mutter Pippelzighens liebglühendes Herz; aber es war doch nicht zu ändern, man mußte warten, bis der Herr Baron erwacht sein würde. Der Diener führte das Paar in das Vorzimmer des Herrn Barons und hieß es, sich's einstweilen bequem zu machen. Dies geschah; Mutter Pippelzighen ließ sich erschöpfen in einen bequemeren Polsterstuhl nieder, während der Geliebte auf einem Stuhl am Fenster Platz nahm, und nun lauschten beide den schnarrenden Athemzügen des Herrn Barons, welche laut und vernehmlich aus dem Nebenzimmer herausdrangen.

Aber lausche jemand mal zufällig dem Schnarzen eines andern, wenn er so die ist, wie Mutter Pippelzighen, und eben einen hundertlangen Weg auf der Landstraße in der Sonnenglut zurückgelegt hat. Ich wetze, er schläft selbst bald ein und schnarzt lustig mit. Mutter Pippelzighen wenigstens schlief bald ihre müden Augen und schnarzte mit dem Herrn Baron um die Wette, daß es eine Lust war für — den fremden Freier.

Dieser schlief nämlich keineswegs. Im Gegentheil, die brave Wittib lag taum in Morpheus' Armen und ließ die Töne des gesunden Schlafes erschallen, da entwickelte er eine eifrige, höchst eigenartige Thätigkeit die mit dem Zwecke seiner Herkunft in gar keinem Einflange stand, dann war er noch einen Blick des Lächelns auf die schnarrende Wittib und verließ geräuschlos das Vorzimmer. Dem Diener unten im Hause sagte er, er wolle einstweilen unten im Vorzuge ein Glas Bier trinken, bis der Herr Baron erwacht sein werde, dann wolle er wiederkommen, seine Braut bleibe so lange da.

Als der Herr Baron von seinem Mittagsstückchen erwachte, fand er die ehrsame Wittib schlafend in schnarrend in seinem Vorzimmer vor, nach dem Freier forschte man aber vergeblich in sämtlichen Schenken des Dorfes. Ebenfalls vergeblich forschte man aber auch nach verschiedenen Kleingeldstücken, die in dem Vorzimmer des Herrn Barons zu liegen pflegten, und da man den Freier nirgends fand, kam man auf die wohlgegründete Vermuthung, daß man auch diese Dinge nicht wiederfinden werde.

Da hat die Wittive Pippelzighen eine tiefbetrübte Miene gemacht und ist enttäuscht und einsam nach Haus gegangen. Der Herr Baron hat ihr großmüthig die Erstattung der gestohlenen Sachen überlassen; aber den verdurfteten Freier hat er ihr nicht wieder herbeischaffen können, und um die Rede, die derselbe bei ihr gemacht, blieb sie auch geprellt.

Ja, ja, es giebt doch schlechte Menschen, aber so schlecht, wie der Saderlump ist doch niemand mehr. Der Himmel bewahre alle Wittiven vor seiner Bekanntschaft.

Wir haben hier keinen König.

Aus Paris wird der „Vossischen Zeitung“ unterm 2. Debr. ein kleines Straßentheater berichtet, das der jüngste königliche Besucher der Stadt, Manuel von Portugal, erlebte. Eine neue Straßentheater, die seit drei Tagen in Kraft ist und von berittnen Schulkeuten, einer von den Caffern ungeheuer angehaunten Neueinrichtung, kontrollirt wird, besteht aus fünf Personen, immer rechts zu fahren. Der Chauffeur des Automobils, in dem gestern König Manuel von einem Ausflug nach seinem Gasthof zurückkehrte, wollte aus der Reihe treten und schrag über den Straßendamm fahren. Der berittene Schutzmann bonnete ihm „halt“ zu. Der Chauffeur rief stolz die in monarchischen Ländern übliche latonische Formel zurück: „Am Namen des Königs!“ Aber der Schutzmann erwiderte: „König? Unfimm! Wir haben hier keinen König. Rechts, oder Sie werden verhaftet!“ König Manuel lächelte, die ihn stets umschwärmenden Geheimpolitiker stürzten herbei und klärten den pflichttreuen berittnen Schutzmann auf, und der triumphirende Chauffeur durfte aus der Reihe ausbrechen.

Das Würmchen.

Trudchen: „Ach, Muttschen, Dein neues Kleid fühlst sich so weich und mollig an.“

„Es ist von Seide, Kind, und die Seide kommt von einem ganz unscheinbaren Würmchen.“

„Ach weiß; von Papa!“

Kinderspiel.

Von A. Stieff.

Rum-la-ta, rumlata ratterte schwermüthig die altmodische Nähmaschine, von der ein neugedrehtes Wäschestück nach dem andern zur Erde fiel, ohne Aufhören, in schier endloser Zahl. Mit unermüddlicher Ausdauer sah Kathrin Behrend vor ihrer Nähmaschine. Die Brille auf der Nase, sah die kleine, geübte Gestalt in ständiger Bewegung vor dem Martierinstrument.

Soll bliden noch Abschied nehmende Strahlen der Nachmittagssonne in Kathrins kleines, sauberes Stübchen, suchten sich in den kaltröstigen Fensterrahmen der Nähmaschine zu spiegeln, huschten über das Gesicht der fleißigen Nälerin und verschwanden dann hinter pravam Gewölbe, das sich für Augenblicke vor die Sonne schob.

Während Kathrin Behrend sauber und eien die Nichte an den Wäschebüden verputzte, schienen helle, frohe Gedanken ihre Seele zu durchziehen. Selbstsam weid war der Ausdruck in dem abgemagerten, etwas spitzen Gesicht.

Hatte sie auch heute nicht Grund zu keller Freude?

So schön vorwärtsgekommen war sie heute mit ihrer Arbeit.

Aber noch etwas ganz Besonderes, etwas Außergewöhnliches schien heute so verklärend auf sie einzuwirken; ein zufriedenes, fast glückliches Lächeln spielte um ihren schmalen Mund, und fast voll freudiger Erregung sah sie zum Fenster hinaus, als sie ihre Arbeit einen Augenblick unterbrach.

Ja, heute war ihr wirklich herz froh zu Muthe. Ihr kleiner Hans spielte ja heute mit den Kindern aus dem Vorderhause und war so fröhlich und glücklich, wie man ihn so selten sah.

Schon von seiner Geburt an war er ihr stetes Sorgenkind gewesen, seit er in seiner Mißgehalt auf die Welt gekommen war. Und doch war er immer ihr Lieblingskind geblieben. Viel, viel reifer war der kleine Hans auch immer gewesen als die beiden anderen kräftigen Bubens, und besonders, seit vor zwei Jahren der Vater gestorben war, hatte er sich mit feinem Verständnis an die Mutter angegeschlossen, obgleich er jetzt erst sechs Jahre alt war.

Und nun ging ihr sehnlichster Wunsch in Erfüllung, er durfte mit anderen Kindern spielen.

Keiner seiner Altersgenossen aus der Volksschule wollte sich um ihn kümmern, es war gerade, als verachte die Kraft und Stärke den Schwächling.

Auch die Brüder gingen ohne ihn in die Nachbarschaft, um mit Gleichgesinnten zu spielen, und der kleine Büdliche hockte dabei bei seiner Mutter oder drückte sich heim an der Thür des Hinterhauses schein, sehnlich nach Spielkameraden ausschauend.

Heute früh hatte er nun endlich ein paar Genossen gefunden. Strahlend war er nach Hause gekommen, ordentlich knabenhaft jung sah das schmale, blaße Gesicht aus, dem sonst schon Merkmale des reifen Alters ihre Stempel aufdrückten.

Traumverloren blickte Kathrin vor sich hin, und voller Anbrunst folgte sie ihre fleißigen Hände, voller Dank, daß der Herrgott nun ihre heissen, flehenden Bitten erhört und ihr kleiner Hans doch auch etwas von seiner Jugend hatte.

Hell klangen jauchend Kinderstimmen zu ihr hinauf, aber schrille Blasinstrumente und das Getöse einer von Knabenbanden gerührten Trommel machten jeden Laut unverständlich.

Die Neugierde, gemischt mit freudiger Erregung über das Spiel ihres Knaben, ließ Kathrin keine Ruhe. Mit schier massiger Gewalt zog es sie zum Fenster; sie öffnete es ganz leise und vorsichtig, um die Kinder nicht im Spiel zu stören, und lugte verhoffend, halb von der Gardine verdeckt, in den Hof hinab, wo eine bunte Kinderschaar bei fröhlichem Spiel versammelt war.

Ein kleines Gartenhäuschen auf der Mitte des Hofes schien auf alle eine ganz besondere Anziehungskraft auszuüben.

Schwarz-weiß-rotte Fahnen schmückten den Eingang, und bunte Lippen hingen von dem Thürrahmen herab. Zu jeder Seite der Thürpfosten waren phantastisch geschmückte Knaben aufgestellt; der eine rührte mit beiden Händen die Trommel, während der andere einen ohrenbetäubenden Lärm hervorrief durch zwei Blechdedel, die er mit voller Kraft aneinanderstieß.

Blötzlich trat eine Pause ein. — Lautlose Stille. — Kathrin beugte den Oberkörper vor, um die Vorgänge besser verfolgen zu können.

In die Mitte der Thür wurde eine kleine, mit einer bunten Schärpe behängene Gestalt geführt, die sich von jetzt ab in wilden grössten Sprüngen bewegte.

„Kommen Sie herein, meine Herrschaften“, rief prahlend ein blondlockiger, als Häuptling zurechtgetuppter Knabe von ungefähr elf Jahren — und bum-bum — gab der Paukenschläger zwei laute Schläge. — „Kommen Sie herein, meine Herren und Damen — und sehen Sie sich das Ungethüm an — ein Aberg — noch nie dagewesenes — ein Aberg mit einem weißlichen Kamelskörper — halb Thier, halb Mensch. Meine Herrschaften, es spuckt und beißt, treten Sie nur näher, meine Damen, sehen Sie, was das Ungethüm für Sprünge macht!“

Bum-bum dröhnte wieder die Trommel, und neugierig betrachteten zwei Knaben den kleinen Hans, der sich wie ein Wilder gefüchete und sich dabei köstlich zu amüsiren schien, bis er atemlos, mit leuchtendem Brust, ermatet von der nugenewöhnten Anstrengung stehen blieb.

Liebevoll freidelte ihm der blonde Vodenkopf die erhitzten Wanaen und lobte ihn voller Anerkennung: „Das hast Du sehr gut gemacht, Kleiner, ganz wie auf dem Schaubudenplatz, wirklich famos!“

Und oben lag eine elende, vom Leben gemarterte Gestalt auf der Diele des kleinen Stübchens vor dem Fenster, und wildes Schluchzen durchschüttelte ihren kümmerlich ernährten Körper.

Forchungsreisen in Asien.

„Das Hauptziel des ersten Theils unserer Reise“, so erzählt der englische Forscher Meers, „war die Erforschung jenes unbekanntes Gebietes nahe bei der chinesisch-tibetanischen Grenze, dessen Länder zwar schon von Missionären besucht worden sind, in dessen Inneres aber vor uns Niemand eingedrungen war; es wird von 18 halb unabhängigen Stämmen bewohnt. Wir hatten so viel Glück, daß wir auf einer zweiten Reise in das fast unbekanntes Land der Lolos eindringen, um Kima zu erreichen, einen geheimnißvollen Ort, der das erste, aber nicht letzte Ziel vieler Reisenden gewesen und auch für die indische Regierung von politischem Interesse ist. Man kann nach Kima nur durch ein gefährliches, von Kannibalen bewohntes Gebiet gelangen. Das Volk war außerordentlich mißtrauisch. Gerichte von unserer Expedition waren schon hingebracht worden, und die Lolos verweigerten uns alle Lebensmittel, obwohl sie uns nicht thätlich angriffen. Bei der Hauptstadt des Raugastammes fanden wir eine hohe Burg auf unzugänglichen Klippen errichtet und von einem weiblichen Häuptling besetzt. Die Dame“

gestattete uns zwar nicht, vor ihr Angesicht zu treten, aber wir durften in einem Hause außerhalb der Mauern bleiben und machten uns beliebt, indem wir dem Volk ärztliche Hilfe leisteten. Während des Besuchs eines großen Klosters vertheilten wir eine Anzahl von Spiegeln an die Kinder, machten aber damit gerade den entgegengesetzten Eindruck, denn man klagte uns an, wir wollten sie mit diesen Dingen blind machen. Sie hielten daher eine große Zeremonie ab, in der wir feierlich verflucht wurden. Das war ein eindrucksvolles Schauspiel, bei dem ein großer Sängerschwar und viele Musiker versammelt waren. Wir erregten ihr Erstaunen dadurch, daß wir ganz gemüthlich dabei unsere Zigaretten rauchten und die ganze Gesellschaft photographirten. Noch verwunderter waren sie, daß der schreckliche Fluß uns so gar nichts anhaben konnte. Wir zogen es jedoch danach vor, uns aus dem Staube zu machen. Wir nahmen nun unseren Weg südwestlich über einen hohen Berg, wo unsere Leute alle von schwerer Bergkrankheit ergriffen wurden, und entdeckten dabei eine wunderbare Art von Mohnblumen, deren Blüten im Durchmesser 8 Zoll groß sind. Ueber den Kerner - Fluß setzten wir auf ledernen Fischerbooten, eine Form von Fraßzeugen, die wir nie in China gesehen hatten. Dann zogen wir durch eine Landschaft von außerordentlicher Lieblichkeit, die von herrlich siedenden Papageien und bunten Schmetterlingen in reicher Fülle belebt war. Ein Theil der Expedition wandte sich westwärts in ein Land, das von nomadischen Räubern bewohnt war. In Juse verbrachte Ferguson drei Tage damit, den Häuptling zu massiren, und erward damit seine ganze Liebe, so daß der mächtige Mann die Reisenden durch das ganze Land geleiten ließ. Im August vereinigten sich wieder beide Abtheilungen der Expedition zu Mungon, dem am weitesten vorgeschobenen Posten der Chinesen. Dann lehrten wir nach Tschentu zurück und unternahmen von dort eine zweite Reise zu den unbekanntes Lolos, die leider tragisch enden sollte. Wir besuchten zunächst den heiligen Berg von Omei Schan, einen berühmten Wallfahrtsort, an dem sich ein ungeheurer Bronzeselenant erhob. In der Nähe davon durchforsteten wir eine Anzahl bemerkenswerther Höhlenwohnungen, die bisher noch Niemand vor uns subirt hatte. Die Eingeborenen betreten sie niemals aus abergläubischer Furcht, und auch unsere Führer wollten nicht in ihre Röhren kommen. Wir konnten keine Spuren menschlicher Ueberreste entdecken, aber die Wände waren mit interessanten Bildern von Menschen und Thieren bedekt, die auf eine alte und sehr hohe Zivilisation schließen lassen, die vielleicht vor 1000 Jahren einmal geherrscht hat. Ueberall in den Höhlen waren Feuerplätze, und wir fanden Anzeichen, daß sie den Leuten und den Todten zu gleicher Zeit als Wohnung gedient hatten. Als wir die Hauptstadt Ringiasu erreichten, trennte sich Brode von

mir, um die Lolos zu photographiren. Als er nicht zurückkehrte, wurde ich unruhig und erfuhr, daß er ermordet worden sei. Nach langen Ermittlungen fand ich seinen Körper und einiges von seiner Ausrüstung wieder. Das bereite unserer Reise ein jähes Ende; ich fuhr so bald als möglich fort, nachdem ich meinen Freund in Tschentu begraben.“

Der Ruch zum Gesundbleiben.

Bei den großen Choleraepidemien, die im vorigen Jahrhundert Europa heimgesucht haben, galt es immer als eins der wichtigsten Schutzmittel, sich um die Krankheit möglichst wenig zu kümmern und sich zunächst nicht von der etwa vorhandenen Panik anstecken zu lassen. Ob ein solcher Rath einen großen inneren Werth besitzt, kann zweifelhaft sein; jedenfalls hat er den Vorzug einer ehrwürdigen Abstammung. Schon Sokrates äußerte zur Zeit des verheerenden Wüthens der Pest in Athen, daß Ruch ein Schutzmittel gegen die Krankheit sei. Auch die Geschichte aller späteren Epidemien hat die auffallende Thatfache gezeigt, daß die Aerzte, die fortwährend mit Kranken zu thun haben und ihr Leben scheinbar stündlich durch die Ansteckungsgefahr aufs Spiel setzen, in der Regel von der Krankheit verschont bleiben. Man hat schon gemeint, die Aerzte hätten eine Art von Berufsmunität erworben, was aber wohl kaum der Fall sein kann. Unzweifelhaft aber spielt die Energie und der moralische Muth eine gewisse Rolle bei der Erhaltung der Gesundheit. Es liegt doch etwas Wahres darin, wenn man von manchen thätigen Leuten sagt: sie hätten keine Zeit, krank zu sein. Uebrigens haben sich die Aerzte selbst mit dieser Erscheinung beschäftigt, und ein berühmter Vertreter des Naches veröffentlicht vor rund hundert Jahren in Paris ein Buch über den „Ruch in Krankheiten“, das sogar mit einem Preise ausgezeichnet wurde. Die Aerzte sind von dieser Bedeutung so überzeugt, daß sie ihren Kranken gegenüber ihr Verhalten fast immer danach einrichten, ihnen Muth zu geben oder zu erhalten. Der „Lancet“ erinnert in dieser Hinsicht an ein geistvoll ausgesprochenes Wort von Camparou, der sagte: „Der Arzt ist ein rechtschaffener Mann, der im Uagen erfahren ist, und Wehe über den, der sich durch diese Phrase verleitet fühlt.“

Sich einen Ast laden.

Jeder hat diesen etwas merkwürdigen Ausdruck wohl schon öfter gehört, ihn vielleicht auch angewandt, ohne aber seine Entstehung und Bedeutung zu kennen. In Sammlungen von geäußerten Worten und Sprichwörtern findet er sich nicht, man muß sich also zu seiner Erklärung anderwärts umsehen. Hierbei führen dann die Forscher nach den Begegnen der niederdeutschen Mundart, besonders nach Hannover, wo die Redensart „Sich einen Ast laden“, ziemlich viel im Gebrauche ist. Dort hat „Ast“ die Nebenbedeutung „Bredel“, was aus der natürlichen Ähnlichkeit abzuleiten ist. Demnach ist „Sich einen Ast laden“ nichts anderes als „Sich einen Bredel laden“, das ziemlich allgemein verbreitet ist. Dieser Ausdruck erklärt sich wieder aus der Beobachtung, daß sich bei einem kräftigen, gesunden Lachen die Schultern leicht zu einer schiefen Rundung verziehen, die an einen Astvorsprung erinnert.

Lodiengewölbe, Alt-Mexikos.

Tief im Innern eines Kaltberges der Hauptstadt Alt-Mexikos. Die chemische Zusammensetzung der Luft in dieser Höhle verhindert die Verwesung. An den Wänden lebten die Mumien der Todten, den Schädel, den die pergamentene Haut faltig umschloß, vorgeneigt, wie in aufmerksamer Unterhaltung. Lebende kommen die jüngst Gestorbenen zu besuchen. Die stummen Mumienlippen scheinen zu flüstern. Ein schauerliches Vorzimmer. Die Antichambre des Todes.

Abfahr.

Zu dem wegen seiner Grobheit bekannten Professor G... lagte ein junger Assistent, der sich auf seine oberflächlichen Kenntnisse sehr viel einbildete, nebenbei aber noch ein charakterloser Schmeichler und Arierer war, in einer Abendgesellschaft möglichst laut: „Alles, was ich weiß, verdanke ich Ihnen allein, Herr Professor.“

Wut ausgerichtet.

Hausfrau (zum Burichen, der eine Einladung überbringt): „Sagen Sie den Herrschaften, sie möchten mich heute entschuldigen, ich muß nämlich selbst tochen, weil das ganze Haus erkrankt ist.“

Beitbewußt.

Hausfrau: „Nun, wollen Sie die Stelle bei mir annehmen?“ Dienstmädchen: „Awwohl, anä Frau dürfen sich gratuliren!“



A. (dem ein Herr auf den Fuß getreten ist, wütend): „Kindvöbel!“ B. (mit einer Verbeugung): „Sehr erfreut — Meier!“

Zeitmode. Der berühmte Dichter soll ja in größter Armuth leben, da müßte doch etwas geschehen. „Geschicht ja auch — es wird doch schon zu einem Deutmal für ihn gesammelt.“

Sein Ziel erreicht. Was sagen Sie dazu, daß Dr. Reifer stedbriefflich verfolgt wird? „Was soll ich dazu sagen? Er hat endlich sein Ziel erreicht. Er wolle ja immer ein — gefuchter Wrokat werden.“

Witwenkündnis. Richter: „Was fuhre Sie her?“ Arrestant: „Zwei Polzisten!“ Richter: „Sie waren in betrunkenem Zustand?“ Arrestant: „Ja, beide!“

Einziglich. Herr (der einem Bettler fünf Cents geschenkt hat): „Sie scheinen bessere Tage gesehen zu haben?“ „Da ja; fünf Cents hatt' ich früher meinem Bettler angeboten!“

Einbildung. Die Leut' schau'n! Die halten mich gewiß für an seinen Herrn, der hier die Knipstr macht.“



Robhaft. „Was sagen Sie zu Pimpelhuber? Ihr seliger Alter hat sie in seinem letzten Willen zur Universalerbin eingesetzt!“ „Ein Wunder, daß sie ihm den Willen wenigstens gelassen hat!“

Annäherung. „Guten Abend, mein Fräulein!“ „Ja — kennen Sie mich denn?“ „Gewiß! Sie sehen meiner zukünftigen Frau, wenn Sie es wollen, auf ein Haar ähnlich.“

Kindlich. Geben Sie mir doch ein Schachtel von den Pillen, die ich gestern für meinen Papa geholt habe!“ „Sind sie deinem Vater gut bekommen?“ „Das weiß ich nicht — aber sie passen ganz famos in mein Blasrohr!“

Katzenhausbüchle. Unteroffizier: „Was ist denn das für eine Schweinehirtenschaft? Sie haben ja da einen Festsack auf Ihrem Leberzeug. Nächstens werden Sie wohl noch in Sauce antreten!“

Umfahrung. Werbeerleiber (zu einem Sonntagstreiter, der, kaum fortgeritten, schon wieder zurückkehrt): „Na, Sie scheinen wohl etwas vergessen zu haben?“ Reiter: „Ach nicht — aber der Gaul.“

